

# Die Zeitungs Welt

Nr. 30

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

„Um also auf meinen Schwiegerjohn zurück zu kommen,“ fährt Uhlmann fort, „so hat der seiner Frau erzählt, was sie verabredet hatten. Die hat es meiner Frau anvertraut und von der habe ich es erfahren. Weil die Polizei hier den Streikern jede Versammlung verbietet, war ausgemacht worden, gestern morgen über die Grenze zu gehen und drüben eine Versammlung abzuhalten. Da habe ich mich noch früher auf die Weine gemacht. Der Wirt von dem Lokal, in dem die Versammlung sein sollte, war mir bekannt. Ist auch ein Militär verehrt, aber so ein Landwarter, bei dem erst das Geschäft kommt. Sonst dürfte er doch Sozialer, die aus einem anderen Staate kommen, gar nicht aufnehmen.“

„Eigentlich nicht, nein! Wie vertief denn nun die Versammlung?“ drängt Noack den weit schweifig Erzählenden zur Sache.

„Na, ich habe zunächst den Wirt aufgesucht, und er hat mich als alten Kameraden auch gut aufgenommen. Nur als er hörte, was ich von ihm wollte, wurde er bedenklich. Aber schließlich ist er mir doch zu Willens gewesen und hat mich in einem kleinen Stämmerchen über dem Saale versteckt. Ich habe da freilich mörderlich gefroren und lange warten müssen, weil ich zeitig zur Stelle war, aber ich habe durch ein Guckloch den ganzen Saal übersehen und jedes Wort, das gesprochen wurde, deutlich hören können.“

„Da ist natürlich wieder so ein Agitator von außerhalb dagewesen und hat nach Noten geheht, nicht wahr?“

„Jawohl! Aber mit dem war kein Staat zu machen. Er konnte nur schlecht reden, war heiser und mußte nach zehn Minuten ganz aufhören.“

„Sehr gut!“ lacht Noack. „Und damit war die Geschichte wieder zu Ende?“

„Nein, nein! Als der Fremde nicht mehr weiter konnte, ist ein Hiesiger, Berg mit Namen, auf die Bühne gestiegen und hat losgelegt. Der hat aber angedockt, und alles, was dem patriotisch gesinnten Menschen heilig und teuer ist, schrecklich heruntergerissen!“

„So! So!“  
„Jawohl! Ich habe mir gestern nachmittags gleich alles ein bisschen aufgeschrieben, was er gesagt hat.“

„Das war recht! Lassen Sie mir mal hören, was der Sterk gefästert hat.“

Uhlmann holt eilig einen großen Bogen beschriebenen Papiers aus seiner Rocktasche und setzt sich schnell die Brille auf. „Erst hat er es ja noch glimpflich gemacht, aber je länger er redete, desto ausschallender wurde er. Man

schraubt, bis sie lange vor der von der Natur festgesetzten Zeit verlösche. Dieser Mord werde nicht einzeln begangen, sondern fortgesetzt als Massenmord an der Arbeiterchaft im allgemeinen, und an den Webern ganz im besonderen verübt.“

„So! So!“

„Ja! Ja! Und nachher hat er gesagt, wer einen einzelnen direkten Mord begehe, der werde mit Recht von allen gesitteten Menschen verabschiedet, auch wenn ihm noch so viele Milderungsgründe zu

Grund zu sein und er werde ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft. Diejenigen aber, die Massenmord verübten, indem sie, nur aus Gier nach immer mehr Mammon, den Arbeitern von dem Ertrag der Arbeit nicht so viel gönnten, daß sie sich ordentlich ernähren, gesund wohnen und richtig ruhen könnten, die spielten sich als die Stützen von Staat und Gesellschaft auf, bekämen Titel und Orden, und bezeichneten sich gegenüber dem armen, arbeitenden Volke als die bessere Gesellschaft.“

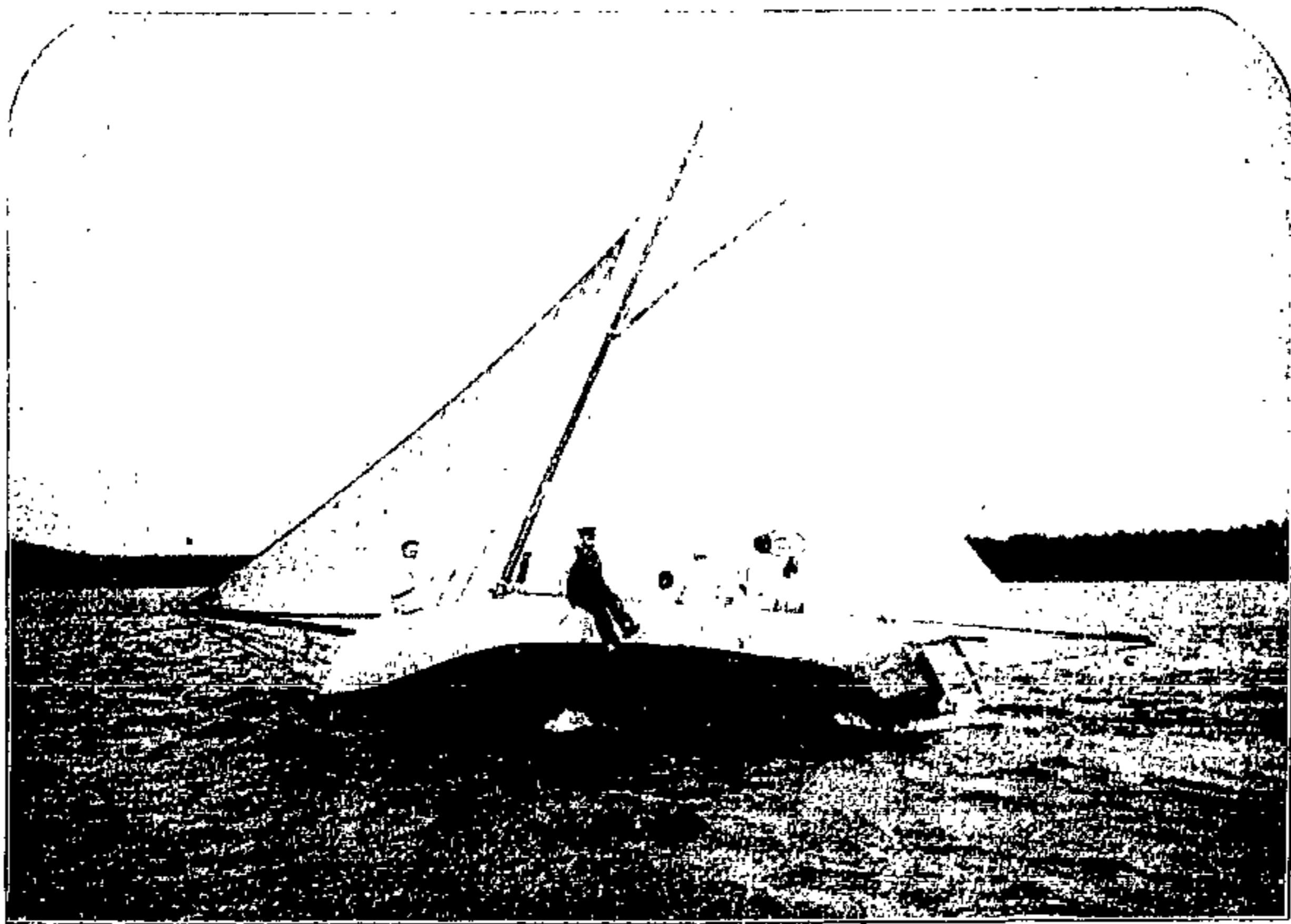
„So! So!“

„Ja! Ja! Und gehöhnt hat er auch. So hat er gemeint, was würde denn eintreten, wenn die Einkommensverhältnisse etwas in der Weise verschoben würden, daß die Weber ein bißchen mehr, die Fabrikanten ein bißchen weniger Einkommen hätten? Dann würden sich eben die Weber ein klein wenig mehr

Fleisch auf die Rippen essen, und es würden nicht mehr so viele an der Schwindsucht sterben. Und wenn die Fabrikanten den Brotkorb etwas höher gehängt bekämen, würden sie nicht mehr so von Leibesbeschwerden geplagt werden und nicht nötig haben, in jedem Jahre vier Wochen nach Marienbad zu reisen, um sich dort das überflüssige Fett herunterzulagern zu lassen.“

„So! So!“

„Ja! Ja! Und weil unser Herr Hilfsprediger Pauli gestern vor acht Tagen in der Predigt im Vormittagsgottesdienst die Arbeiter zur Einkehr und Umkehr aufgefördert und zur Zufriedenheit und Ergebung in das ihnen von



Ein kritischer Moment.

wisse nicht, hat er gesagt, über was man sich mehr wundern solle, über die Unvernunft oder über die Böswilligkeit der Fabrikanten, die sie veranlasse, eine so selbstverständliche und notwendige Sache, wie es die Verkürzung der Arbeitszeit von zehneinhalb auf zehn Stunden sei, in so brutaler Weise zu bekämpfen.“

„So! So! Und das war noch glimpflich?“

„Jawohl! Und dann hat er weiter gesagt, es gäbe zweierlei Mord. Der eine bestehe darin, daß man einem Menschen kurzerhand das Lebenslicht ausblase. Bei dem andern würde dem Menschen durch Ueberarbeitung und Unterernährung die Lebensflamme herunterge-



unserem Herrgott zugeteilte Erdenlos ermahnt hat, ist er auch über den hergefallen.“

„Was Sie sagen!“

„Nawohl! Erst hätten sich die Fabrikanten auf die blauen Gendarmen verlassen, die man von überall her zusammengezogen habe. Aber nachdem die es nun mit all ihrem Schneid und ihrer Brutalität nicht schafften, müßten es die schwarzen Gendarmen mit ihrem Ciapopeia versuchen, die Arbeiter wieder in das alte Joch zu bringen.“

„Sol Sol!“

„Ja! Ja! Aber die Pastoren, das seien gerade die richtigen, hat er gesagt. Die Arbeiter vertrösteten sie auf die Freuden des Paradieses, sie selbst aber hielten es schlauerweise mit den Genüssen der Erde. Dem Volk predigten sie Zufriedenheit, sie selbst könnten aber nie genug Gehalt bekommen. Das Einkommen des niedrigstbezahlten Geistlichen sei immer noch höher als das Einkommen, mit dem drei Weberfamilien sich einrichten müßten. Deshalb erreichten auch die Geistlichen im Durchschnitt ein dreimal höheres Lebensalter als die Weber.“

„Sol Sol!“

„Ja! Ja! Und dann hat er gesagt, wenn Jesus, der ein wirklicher Volksmann und Revolutionär gewesen sei, heute wieder käme, würde er sich bedingungslos auf die Seite der Weber stellen, und er würde mit einem Donnerwetter über die Fabrikanten kommen und ihnen nach dem Muster der Bergpredigt eine Strafpredigt halten, daß es ihnen vier Wochen lang in den Ohren klingen würde.“

„Sol Sol!“

„Ja! Ja! Nachher hat er die Stellen aus der Bergpredigt verlesen, wo es heißt, daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr gehen könne, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme, wie auch das Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus. Dann hat er höhnisch ge-  
zu seinem Beispiel verwende, der doch noch ein vergleichsweise anständiger Mensch gewesen sei, denn er habe den armen Lazarus vor seiner Tür gelitten, von Ewigkeit zu Ewigkeit Höllenqualen erdulden müsse, wie werde es da erst unseren reichen Fabrikanten ergehen. Für die werde der Teufel gewiß Extrakabinete errichten, in denen sie nach ausgesuchten Methoden geschmort würden.“

„So ein Salumfel!“

„Ja! Und nachher hat er sich unsere Polizeiverwaltung vorgenommen und hat sie so schlecht gemacht, daß kein Hund mehr ein Stückchen Brot von ihr nehmen möchte.“

„Nicht möglich!“

„Nawohl! Wenn die Behörde den Streitenden jetzt jede Versammlung verbiete, so sei das die schamloseste Rechtsbeugung und in-  
samste Gesetzesverletzung, die man sich nur denken könne, hat er gesagt. Auch nicht ein Titelfchen von Recht habe die Polizei zu ihrem Vorgehen. Hätten wir einen wirklichen Rechtsstaat, dann müßte der Polizeirat wegen gewerbmäßigen Mißbrauches seiner Amtsgewalt sofort hinter Schloß und Riegel gebracht werden. Die Streitenden hätten genau dieselben Rechte wie die Unternehmer, die sich nach Herzenslust versammeln könnten, und so ehrenwert wie die Fabrikanten, seien die Arbeiter allemal noch. Wenn man den Quellen nachgehe, aus denen der Reichtum manches Progen stamme, so ergebe sich oft, daß der Vater oder Großvater ein Erzganner gewesen sei, der mit dem Aermel das Buchthaus gestreift habe und der nur deshalb nicht in das Buchthaus selbst gekommen sei, weil es mit unseren Gesetzen so sei, wie mit den Spinnweben: die kleinen Würden blieben hängen, die großen Schmeißfliegen brummen durch.“

„Diese Kanaille!“

„Ja! Nachher hat er gesagt, aus diesen

Vorgängen könnten die Arbeiter genau erschen, daß die Behauptung vom Rechtsstaat elender Schwindel sei. Nicht einen Rechtsstaat, sondern einen Klassenstaat hätten wir, in dem die herrschende Gesellschaft Recht und Gesetz so mache, auslege und anwende, wie es ihren Interessen entspräche. Und die Juristen und höheren Polizisten, die gingen alle aus der herrschenden Klasse hervor und bliesen mit ihr in dasselbe Horn. Die Arbeiter sollten sich das fest einprägen. Und wenn bei den Wahlen die Ordnungsparteien wieder mit ihren verlogenen Phrasen von den heiligsten Gütern der Nation und so weiter kämen, dann sollten sie dieser Sippe den Marsch blasen, daß ihr Hören und Sehen vergehe.“

„Sol Sol!“

„Ja! Ja! Und dann hat er gesagt, unsere Regierung und Verwaltung wie auch unsere Unternehmer, die seien ein so gutes, fleißiges, geschicktes und artiges Volk, wie das unsere sei, überhaupt gar nicht wert. Weil das arbeitende Volk so gar geduldig sei, sei die herrschende Klasse gar so unverschämt geworden.“

„Sol Sol!“

„Ja! Ja! Und zum Schluß hat er gesagt, die Arbeiter sollten sich durch nichts irremachen und abschrecken lassen. Auch nicht durch die Leiden und Entbehrungen, die sie jetzt erdulden müßten. Die Geschichte lehre, daß jeder kleinste Fortschritt den herrschenden Gewalten unter schwersten Opfern habe abgerungen werden müssen. Ohne harten Kampf sei noch nirgends ein gewerkschaftlicher Sieg erkochten worden. Deshalb sollten auch unsere hiesigen Arbeiter mannhast und entschlossen hinter ihren Forderungen stehen.“

„Dazu hat natürlich die ganze Gesellschaft Weisfall gebrüllt, nicht wahr?“

„Ja! Bravo! Bravo! haben sie geschrien, in die Hände haben sie geklatscht und mit den Füßen getrampelt.“

„Sagen Sie mal, Uhlmann, wer ist denn dieser Berg eigentlich?“

„Das ist noch ein junger Mann. Er wohnt beim Stöhr und ist gar kein Textiler.“

„Beim Stöhr! Natürlich! Wenn er kein Textilarbeiter ist, was hat er denn sonst für einen Beruf?“

„Er ist Maschinenbauer und arbeitet beim Leberecht Schäfer in der Neugasse.“

„Schön!“ Noack macht sich schnell auf einem Schreibblock einige Notizen. „Sind Sie von den Streikern etwa schon belästigt worden, Uhlmann? Sowie es einer wagt, Sie nur schief anzusehen, gleich im Kontor melden! Es wird dann sofort Anzeige erstattet, und auf Pardon haben die Brüder nicht zu rechnen, wenn sie vor Gericht kommen.“

„Da kann ich eigentlich nicht groß klagen, Herr Noack. Die Arbeiter meinten, sie hätten nichts dagegen, wenn ich weiterarbeitete. Ich sei schon ein alter Kerl und würde nach dem Streik schwer wieder Arbeit bekommen. Deshalb solle ich nur ruhig weiter in die Fabrik gehen. Ich allein könne das Kraut doch nicht fett machen.“

„So! Da ist Ihnen also wirklich niemand zunahe getreten?“

„Im allgemeinen nicht. Nur der Stöhr hat gesagt, ich sei ein alter Schmaruzer.“

„Sofort verklagen Sie den Kerl! Heute noch gehen Sie zum Rechtsanwalt Schunk, dort wird die Klage aufgesetzt. Kosten entstehen Ihnen nicht, die übernimmt der Fabrikantenverein.“

„Ja, Herr Noack. Der Stöhr muß doch übrigens ein Böhme sein. Wie kommt denn der dazu, hier bei uns das große Wort zu führen und Einheimische schlecht zu machen?“

„Der Stöhr ein Böhme?“

„Ich denke mir das so, Herr Noack. Es sind doch jetzt Leute in der Fabrik, die Blutsver-

wandte vom Stöhr sind. Das sind alles geborene Böhmen, da muß der Stöhr doch auch einer sein.“

„Der Sache muß nachgeforscht werden.“ Noack machte sich wieder Notizen. „Nun haben Sie am Sonntag wohl auch Auslagen gehabt, Uhlmann?“

„Gott ja! Ein paar Butterbretten hatte ich mir mitgenommen, aber ich mußte doch auch bei dem Wirte etwas verzehren. So habe ich doch eine Beche von siebendunddreißig Pfennigen gemacht.“

Noack entnimmt seinem Portemonnaie schnell ein halbes Markstück und reicht es dem Alten. „So, Uhlmann, da haben Sie fünfzig, damit Sie keinen Schaden haben.“

„Ach danke recht schön, Herr Noack. Und mit dem Pöstchen?“

„Da wird sich schon mal was finden, Uhlmann. Uebrigens sollen Sie ja, wie ich gelegentlich gehört habe, eine sehr gute Schulbildung genossen haben.“

„Ei freilich, Herr Noack! Ich habe die Measchule bis in die oberste Klasse besucht.“

„Und dann nur Weber geworden? Wie ist denn das zugegangen?“

Uhlmann wird verlegen und senkt die Augen. „Jugendgeschichten, Herr Noack. Man spricht nicht gern davon.“

„Nur heraus damit, Uhlmann! Was haben Sie ausgefressen?“

Uhlmann tritt von einem Fuße auf den anderen und windet sich, als wenn er Bauchkneifen hätte. Doch die Augen seines Brotherrn bleiben fest auf ihn gerichtet, und so bequemt er sich schließlich in abgerissenen Säben zu einem Geständnis: „Bin als junger Mann in schlechte Gesellschaft geraten. -- Mädchenbekanntschaft. -- Vater hielt mich sehr knapp mit den Mitteln. Da habe ich einen Einbruch markiert und dem Alten den Schrank aufgesprochen. -- Die Polizei kam ober dahinter, daß ich der Täter war. Ich hatte mir bei der Sache, ohne es wahrzunehmen, einige Knöpfe von meiner Weste abgerissen. Die haben mich verraten.“

„Hat es viel gegeben?“

„Ein Vierteljahr Gefängnis. Aber der Alte war über die Sache so erbost, daß er mich aus dem Hause jagte. Ein Dunkel nahm sich meine an und ließ mich Weber werden.“

„Schlimme Geschichte! Liegt aber schon weit zurück und braucht kein Hindernis zu sein. Ihre Aufzeichnungen über die Versammlung lassen Sie mir hier. Vorläufig müssen Sie weiterarbeiten und scharf auf alles achten, was passiert.“

„Ei, das versteht sich! Das wird besorgt. Darauf können Sie sich verlassen, Herr Noack. Und ich denke doch auch, daß es mir nicht vergessen werden wird. . .“

„Nein, nein, Uhlmann! Aber jetzt können Sie gehen!“

„Dann wünsche ich recht schönen guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Noack drückt energisch auf den Knopf einer elektrischen Leitung, worauf aus dem Fabrikkontor sofort ein junger Buchhalter erscheint. Ehe er nach den Wünschen seines Chefs fragen kann, ruft ihm dieser schon zu: „Telephonieren Sie schnell den Schäfer in der Neugasse an. Da ist der Krauter, der bei uns schon öfters Reparaturen ausgeführt hat, mechanische Werkstatt und Maschinenbauerei, und sagen: Ich ließe ihn er suchen, sofort einmal zu mir zu kommen.“

„Sehr wohl, Herr Noack!“

Nach dem Verschwinden des jungen Mannes wandert Noack einige Male durch sein Kontor. bleibt eine Weile ungeschlüssig vor dem Telephonapparat stehen, jetzt sich aber schließlich wieder an seinen Schreibtisch, dabei vor sich hinbrummend: „Unsichere Sache mit dem Ding. Man weiß nie, ob nicht irgend jemand ein Gespräch



aus der Nachbarleitung mit anhört. Will doch lieber schreiben." Und er schreibt:

„Herrn Polizeirat Krüger, hier.  
Verehrter Herr Mat!

Die Streikenden haben Ihnen gestern eine schöne Nase gedreht! Arrangieren jenseits der Grenze eine Versammlung und halten sie auch programmäßig ab. Hunderte in der Stadt wissen von der Sache; einer zischelt sie dem anderen zu; nur die Polizei ist ahnungslos und rührt keinen Finger, um den Plan der Streikbände zu vereiteln. Wenn das so weiter geht, werde ich doch gezwungen sein, in der nächsten Stadtverordnetenversammlung diese lässige Praxis unserer Polizei zu kritisieren, so leid mir das unserer alten Freundschaft halber, auch tun sollte.

Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie wenigstens jetzt sofort bei unserem Ministerium vorstellig werden, damit dieses unverzüglich bei der benachbarten Regierung die nötigen Schritte unternimmt, um eine Wiederholung dieses skandalösen Vorganges zu verhindern. Sonst müßten Ihre Versammlungsverbote gar nichts. Die Streikenden halten weiter ihre Versammlungen drüben ab und verhöhnen und verspotten uns noch obendrein. Aus den paar Wegstunden, die sie dabei zurücklegen müssen, machen sich die Kerle offenbar gar nichts. Sie haben jetzt nichts weiter zu tun. Jemand einen Vorwand oder Rechtsgrund zum Verbot dieser Massenversammlungen wird das Staatsministerium oder der Minister für Polizeiwesen drüben doch mit Leichtigkeit finden.

Sehr wünschenswert wäre es ferner, wenn Sie der Dame Justitia einen energischen Rippenstoß geben wollten, damit sie nicht gar so langsam dahertrottet. Zu anderen Zeiten mag ja dieser Schlendrian nichts schaden, aber in der jetzigen kritischen Periode muß das abgekürzte Verfahren Platz greifen. Jedem von den Streikenden verübten Vergehen muß die Strafe auf dem Fuße folgen, damit die Kerle sehen, daß wir noch das Heft in Händen haben und nicht mit uns spaßen lassen. Das wird ihrer Frechheit einen Dämpfer aufsetzen. Verurteilungen, die erst nach längerer Zeit erfolgen, fruchten gar nichts. Bei den vielfachen Beziehungen, die zwischen Polizei- und Justizverwaltung bestehen, können Sie diese Anregung an zuständiger Stelle am ehesten geben.

Dann wird mir weiter mitgeteilt, daß die Vorbereitungen für eine große Weihnachtsbescherung der Wälder der Streiker im vollen Gange sind. Wollen Sie denn diesen Unfug wirklich dulden oder wissen Sie auch davon nichts?

Ferner höre ich, daß einer der Hauptheber, der allerdings augenblicklich unschädlich gemacht ist, der Stöhr, gar kein Reichsdeutscher, sondern österreichischer Nationalität sein soll. Da wollen Sie ja die nötigen Feststellungen machen. Stimmt die mir gewordene Angabe, dann den Kerl, wenn er aus dem Loch kommt, unverzüglich abgeschoben!

Haben Ihnen denn gestern die Ohren nicht geklungen? In der Versammlung ist ja fürchterlich über unsere Polizeiverwaltung hergezogen worden. Vermutlich aus Dank dafür, daß sie so freundlich war, das Rendezvous jenseits der Grenze nicht zu stören. Ich besitze über den Verlauf der Versammlung einen umfangreichen Bericht, den ich Ihnen zur Kenntnisnahme gern zur Verfügung stelle. Es wäre ja schade, wenn Sie nicht auch erfahren, mit welchen Liebenswürdigkeiten Sie und Ihr Messort bedacht wurden.

Hoffentlich lassen Sie sich übermorgen Abend wieder mal im Kasino sehen. Der dritte Skattisch ist jetzt immer verwaist.

Hochachtend mit freundlichen Grüßen von Hans zu Hans

Ihr ergebener Richard Noack."

„So, das wird den Pilegmatikus wohl etwas in Bewegung bringen. Wenn nicht, muß man

bei dem Bürgermeister noch mit einem Donnerwetter nachhelfen.“

Noack tritt wieder an das Fenster und späht nach der Straße. Weitab von der Fabrik stehen einige Arbeiter; offenbar ein Beobachtungsposten der Streikenden. Sonst ist alles leer. Nur eine Person strebt in eiligem Laufe der Fabrik zu.

„Aha! Das ist gewiß der Schäfer. Bin neugierig, wie sich der Kranter anstellen wird.“

Wald darauf betritt der Erwartete mit vielen Wüdlingsen das Kontor. „Sie waren so freundlich, mich rufen zu lassen, Herr Noack. Gewiß eine Reparatur nötig. Ist ja jetzt bei dem Streik die beste Gelegenheit, alles mal gründlich nachzusehen und die aus- und abgelaufenen Teile zu erneuern. Wir deshalb zurzeit auch stark beschäftigt. Aber Sie sollen trotzdem schnellstens bedient werden und keinen Grund zur Klage haben. Werde gleich feststellen, was zu machen ist.“

„Nat! Ich habe in der Tat verschiedene Arbeiten zu vergeben, Schäfer. Aber darum ist es mir augenblicklich nicht zu tun. - Sehen Sie sich nur. - Ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen als Unternehmer über die Skalamität zu sprechen, in die der Gewerbebetrieb unserer Stadt durch den frivolsten Streik gekommen ist.“

„Sehr schmeichelhaft für mich, Herr Noack.“

„Ich nehme dabei als selbstverständlich an, daß Sie als Arbeitgeber auf seiten der bestreikten Fabrikanten stehen und bedingungslos bereit sind, zu helfen, daß die Unternehmer in dem ihnen aufgezwungenen Kampfe Sieger bleiben.“

„Versteht sich, Herr Noack, versteht sich. Unsere ganze Stadt leidet ja fürchterlich unter dem Streik. Wo man nur hinsieht, nichts wie Klagen und Jammer von den Geschäftsleuten. Da ist es ja Bürgerpflicht, mit zu helfen, daß wir aus diesem Zustande herauskommen. Es ist mir bisher nur ein recht klar geworden. Ich kenne mich ja freilich in diesen Dingen nicht aus, und Sie werden mir deshalb auch wohl eine Frage nicht übelnehmen. Aber sehen Sie, Herr Noack, in meiner Branche, im Maschinenaufbau, da besteht schon lange die zehnstündige Arbeitszeit. Und es geht ausgezeichnet. Sollte denn da die zehnstündige Arbeitszeit in der Weberei nicht auch möglich sein?“ (Fortsetzung folgt.)



## Die Entwicklung der Arbeiter-Sport-Vereine.\*

(Fortsetzung.)

### Die Arbeiter-Segler.

Von Karl Lief.

Neben dem Rudersport hat auch der Segelsport in Arbeiterkreisen eine schöne Ausdehnung erfahren; der im Jahre 1891 gegründete Segelklub „Fraternitas“, welcher allerdings aus bürgerlichen Elementen hervorgegangen ist, aber mit der Veränderung des Standards 1898 eine zielbewusste Richtung annahm, rekrutiert sich jetzt fast ausschließlich aus Angehörigen der arbeitenden Bevölkerung. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Segel- und Rudersport besteht schon darin, daß die dem Verein angehörigen Boote, 43 an der Zahl, ausschließlich Eigentum einzelner Mitglieder sind, während das Bootsmaterial des Rudersports meist Eigentum des Klubs ist. Es hört sich ja allerdings recht vornehm an, wenn wir hören, daß im Segler-Klub viele Mitglieder Besitzer eines Bootes sind, aber dem muß schon aus rein finanziellen Gründen wirklich so sein. Denn, wenn der Klub das gesamte Bootsmaterial

\* Wir verweisen auf den Artikel des „Neue Welt-Kalenders“ für 1911 (Muer u. Co., Hamburg) „Sport und Arbeiter“ von Dr. R. Silberstein.

seiner Mitglieder sein Eigen nennen dürfte, dann könnte der Sport mit nicht so geringen Mitteln betrieben werden, wie es in Wirklichkeit der Fall ist. Der Preis eines Segelbootes von der offenen Jolle (kleines Segelboot) bis zur Sonderklasse (Neuboot) schwankt nämlich zwischen 200-2000 Mark. Beachtenswert ist ferner noch, daß Mitglieder, welche den Berufen der Holzbearbeitungsbranche angehören, sich der Mühe unterzogen haben, selbst Segelboote zu bauen; diese haben bei veranstalteten Regatten guten Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Auf diese Art wird auch im laufenden Jahre das Bootsmaterial um vier Neubauten bereichert werden.

Der Klub „Fraternitas“ besteht aus 123 Mitgliedern, welche allerdings nicht alle Bootsbesitzer sein können, aber auch nicht sollen. Sowohl die Größe der verschiedenen Boote als auch die Rücksichtnahme auf schwereres Wetter zwingt den Bootsbesitzer, sein Boot, um es vor Savarie zu wahren, mit anderen zu teilen. Er benötigt für sein Boot eine Besatzung, durch welche notwendige Segelmanöver ausgeführt werden können, da ihm geschulte Kräfte in kritischen Momenten, welche sich bei herannahenden Wettern von Minute zu Minute steigern, zur Seite stehen müssen.

Während sich der Segler im Sommer auf diese Art praktisch schult, wird ihm im Winter Gelegenheit geboten, sein Können und Wissen in dem stattfindenden Spleißsturnus, in den theoretischen Vorträgen oder in der reichhaltigen Bibliothek zu bereichern. Durch die Zugehörigkeit zum Verein bietet sich den Bootsbesitzern als besonderer Vorteil die Gelegenheit, einen billigen Bootsstand zu erwerben, was einem Privatboote immerhin oft rechtliche Schwierigkeiten macht. Außerdem erhält jedes Boot bei veranstalteten Vereinsregatten einen prozentualen Zuschuß.

Im „Berliner Wettsegel-Verband“, welcher sich aus drei Vereinen gebildet hat, die alle einer zielbewussten Richtung anstreben, geht der Berliner Arbeiter-Segler seinen sportlichen Interessen nach. Das Bootsmaterial dieses Verbandes besteht zurzeit aus etwa 85 Booten, wovon der größte Teil sich an den Frühjahrs- und Herbstregatten beteiligt. Alle der Zugehörigkeit bestimmten Boote haben außer dem Verbandsstandard (weißer Wimpel, roter Ball) auch den Vereinsstandard „Fraternitas“ (weißer Wimpel, rot gerändert, in der Mitte einen Schwinning mit zwei verschlungenen Händen) zu führen.

Hoffentlich gewinnt der Segelsport in Arbeiterkreisen immer mehr Freunde. Die gesunde Bewegung auf dem Wasser stärkt nicht nur den Körper, sondern gibt auch dem Geist und dem Gemüt reichste Anregung.

### Die Arbeiter-Turner.

Von Fritz Wülfing.

Das deutsche Volk kann in diesem Sommer ein Jubiläum begehen, nämlich die Jahrhundertfeier der Wiedererweckung der Leibesübungen durch F. L. Jahn. Die formelle Eröffnung des ersten deutschen Turnplatzes in der Hasenheide bei Berlin erfolgte zwar erst im Frühling des Jahres 1811, doch trieb Jahn schon im Sommer 1810 mit seinen Schülern recht eifrig turnerische Spiele.

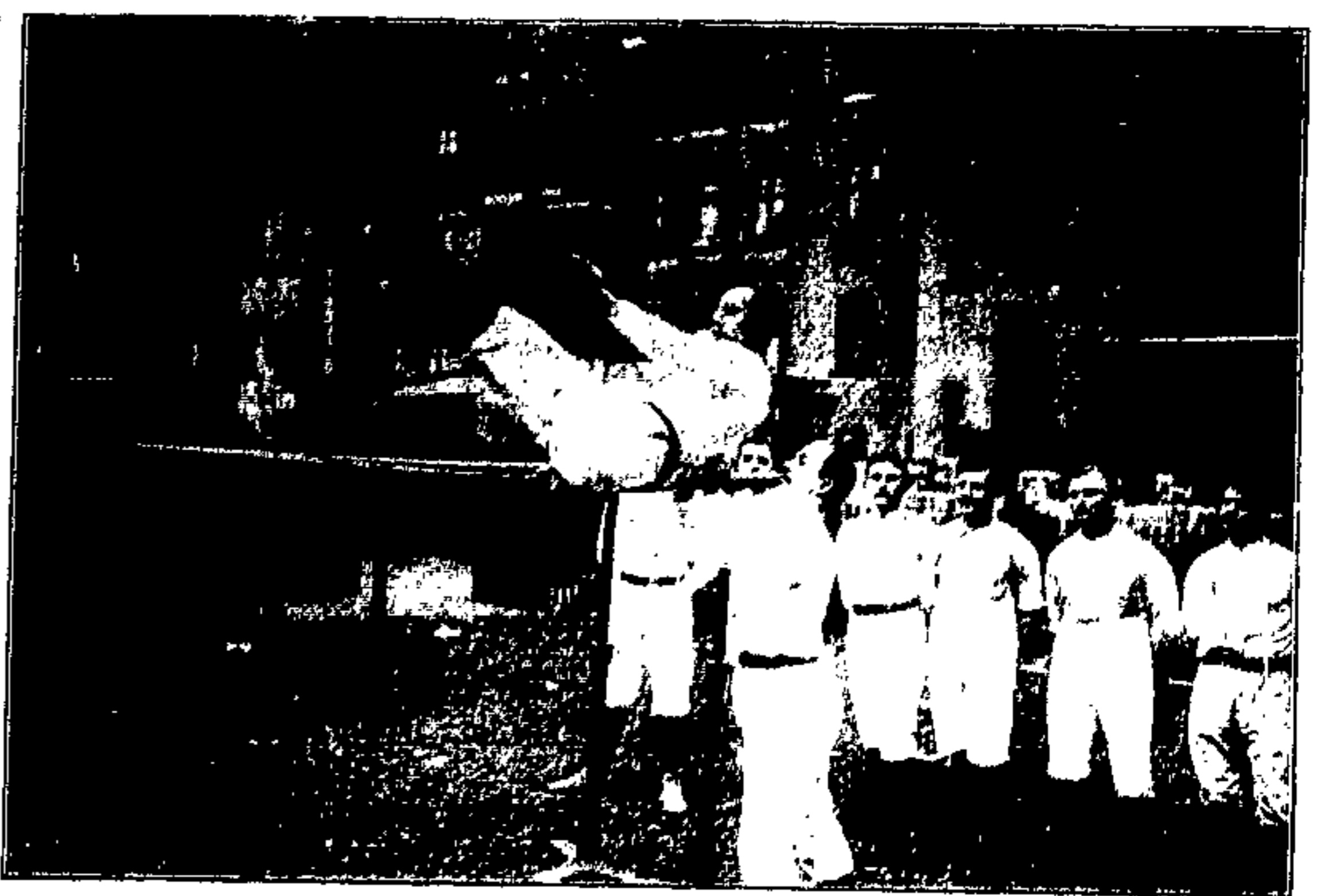
Das offizielle Deutschland wird voraussichtlich von diesen Gedenktagen nicht viel Aufhebens machen, es wird nicht gern an die Zeiten seiner tiefsten Demütigung erinnert sein wollen. Nicht minder unangenehm dürfte die Erinnerung an das gänzliche Verbot des Turnens, die sogenannte Turnsperrre, jene lächerlichste Blüte preussischer Reaktion sein.

Nach der kurzen Blütezeit kurz vor und einige Jahre nach den sogenannten Freiheitskriegen erfolgte im Jahre 1819 durch königliche





Turnerinnen am Querbaum.



Kreislehre am Barren.

Kabinettsorder das gänzliche Verbot des Turnens für ganz Preußen. Diesem Verbote voraus gingen heftige literarische Fehden, die besonders in Berlin und Breslau hohe Wogen schlugen, während die Regierung noch einen turnfreundlichen Standpunkt einnahm. Der Umschwung in der Haltung der Regierung vollzog sich erst nach der Ermordung des Dichters Kobebue durch den Studenten Sand, obgleich dieses Attentat mit dem Turnen gar nichts zu tun hatte. Kobebue gehörte allerdings zu den Begüßern des Turnens, ein Umstand, der von den reaktionären Einbläsern benutzt wurde, um dem König Angst einzujagen, so daß er, entgegen den Ratschlägen der Minister die Turnsperrre verfügte. Erst nach dem Regierungsan-

tritt seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm IV. erfolgte im Jahre 1842 die Aufhebung des törichtesten Verbots.

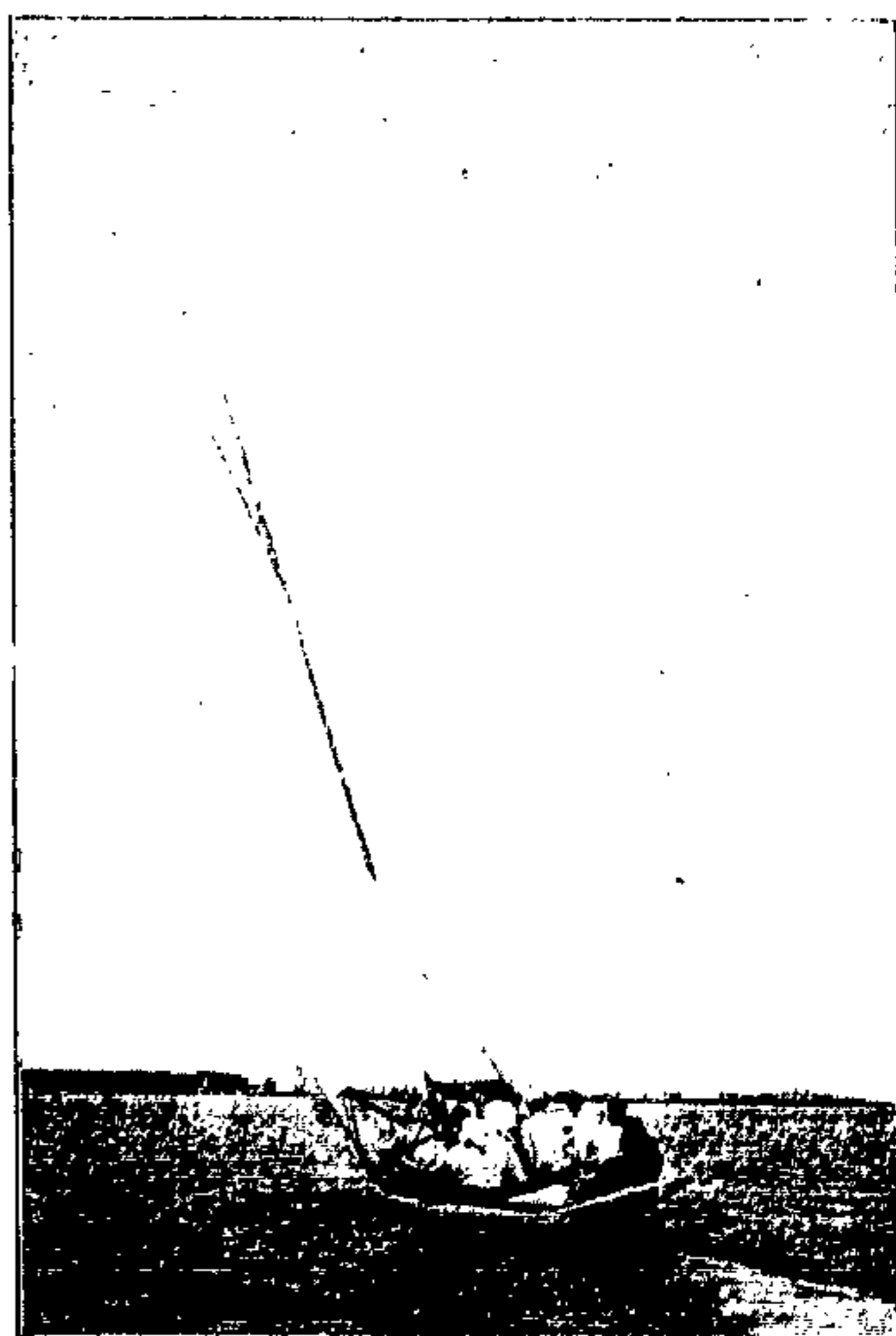
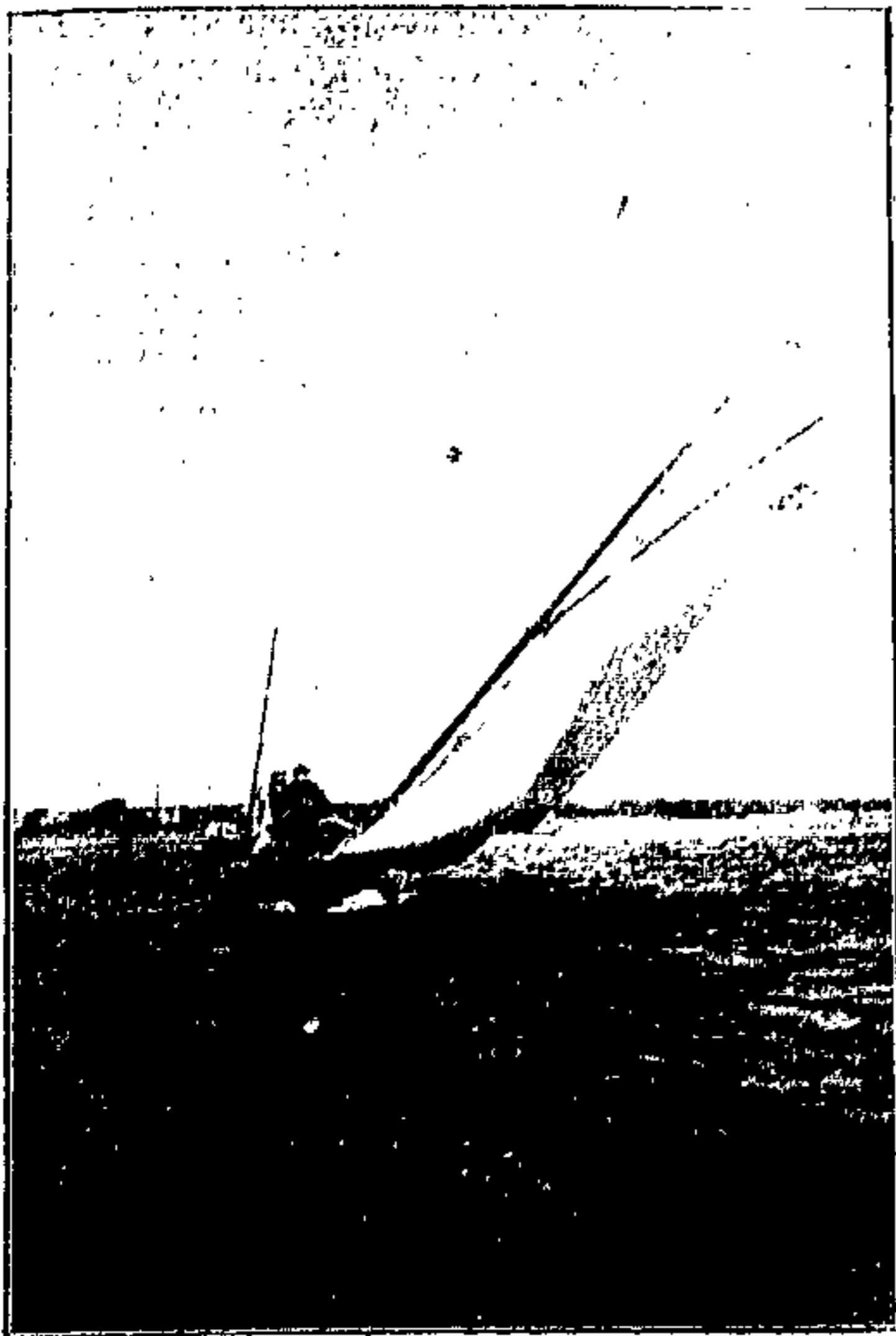
Deutschland befand sich in jener Zeit in einem Zustande sehr tiefgehender politischer Gärung, die aufstrebende Industrie und der Handel verlangten nach einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet. So entstand die bekannte Einheitsbewegung, die dann Ende der vierziger Jahre in der Revolution ihren gewaltsamen Ausbruch fand. Die Turnvereine, die unmittelbar nach der Aufhebung der Turnsperrre pilzartig aus der Erde schossen, wurden fast überall zu Trägern des revolutionären Gedankens; sie bildeten die eigentlichen politischen Vereine, deren Charakter den herrschenden Gewalten un-

so gefährlicher erscheinen mußte, weil sie die Mitglieder im Gebrauch der Waffen unterrichteten. Schon damals unterschieden sich aber vielfach innerhalb der Vereine Bürgertum und Arbeiterschaft, es erhob sich ein heftiger Streit der Meinungen und bald trennten sich die verschiedenen Richtungen und schlossen separate Verbände. Einer dieser Verbände, der Demokratische Turnerbund, mit dem Sitz in Hannover, bezeichnete als Zweck des Bundes folgendes: „Durch geistige und körperliche Ausbildung und Verbrüderung aller Deutschen hinzuwirken auf ein freies und einigtes Deutschland, welches im volkstümlichen Freistaat — der demokratischen Republik — seine entsprechende Form findet.“ Auf



Frauenturnen an Schwedischen Geräten.





Boote des Segelclubs „Fraternitas“.

einem Einigungstage am 26. August 1848 in Eisenach wurde folgendes beschlossen: „Zweck des Bundes ist, einen Mittelpunkt für die körperlichen und geistigen Bestrebungen der einzelnen Turnvereine zu bilden, um dadurch die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eines einigen deutschen Volkes zu erstreben.“ Man merkt, das Arbeiterelement hatte zugunsten einer schönen Phrase seine entschiedene Forderung nach der demokratischen Republik aufgeben müssen; trotzdem entbrannte der Streit jetzt noch schärfer, weil doch mit dieser verschwommenen Prinzipienklärung beim besten Willen nichts anzufangen war.

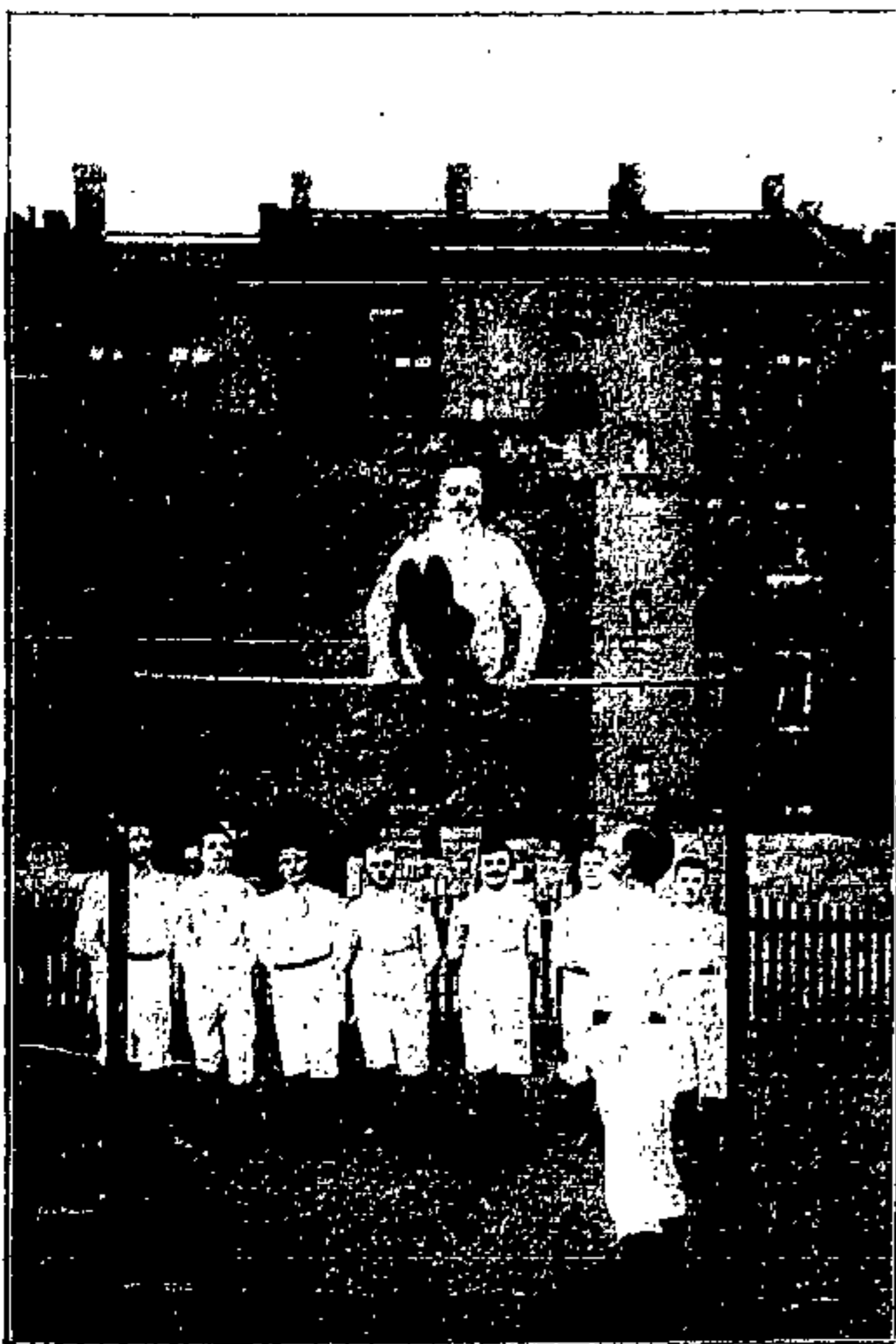
Nach der siegreichen Novemberrevolution gewann das bürgerliche Element in den Turnvereinen völlig die Oberhand, wenn auch die Einheitsidee immer noch mächtige Wogen schlug. Im Jahre 1863 kam es zu einer Einigung ganz im Sinne des Liberalismus; die Gründung der Deutschen Turnerschaft erfolgte, nachdem man vorher „alle politischen Bestre-

bungen“ aus dem Programm ausgeschlossen hatte. Zwar ließen die Kriegswirren der sechziger Jahre noch einmal die alte Freiheitsflamme hell aufschlagen, aber dann erstarb sie für immer, bis die moderne Arbeiterschaft sie wieder anzüchte. Nach der Reichsgründung wurde die Deutsche Turnerschaft zu einer neuen Klassenorganisation des Bürgertums, forderte doch nach Erlaß des Sozialistengesetzes der damalige Vorsitzende Georgi die Vereine öffentlich auf, keinen ausgewiesenen Genossen als Mitglied aufzunehmen.

Unter dem Zwange des Sozialistengesetzes war es den turnenden Arbeitern nicht möglich, gegen die politische Verwahrlosung mit Erfolg anzukämpfen, dadurch konnte der Verfallsprozess ungehindert seinen Fortgang nehmen. Als dann das Gesetz fiel, war der Bruch unvermeidlich; die besten Arbeiterturner schieden aus und gründeten den Arbeiterturnerbund. Das Verdienst, zuerst den Ruf zur Sammlung der freien Turner erhoben zu haben, gebührt den Genossen von Brandenburg. Ihrem Rufe folgten sofort einige märkische Vereine, diese traten am 16. Juni 1892 in Brandenburg zu einer Beratung zusammen und gründeten den Märkischen Arbeiterturnerbund. Am 18. September desselben Jahres berief der neue Bund einen Turntag nach Berlin, zu dem alle freiheitlich gesinnten Turner des Reiches eingeladen wurden. Der Turntag wurde von 19 Vereinen aus der Mark und Thüringen besetzt, die Leipziger entsandten zwei Delegierte ohne Vereinsmandat. Einstimmig wurde beschlossen, den Märkischen Bund über das ganze Reich auszudehnen, eine Zehnerkommission sollte die Vorarbeiten erledigen. Die Kommission berief für die Pfingsttage des nächsten Jahres den ersten ordentlichen Turntag nach Gera (Neuß); 39 Delegierte, die 4000 Turner vertraten, vollzogen hier noch einmal die Gründung des „Arbeiter-Turnerbundes Deutschlands“, gleichzeitig beschloß man die Herausgabe des Bundesorgans, die „Arbeiter-Turnzeitung“.

Zu den 17 Jahren seines Bestehens hat sich der Arbeiter-Turnerbund zu einer mächtigen Organisation entwickelt; gegenwärtig zählt der Bund 140 000 Mitglieder, nachdem zunächst die Tschechen und in letzter Zeit die Deutsch-Oesterreicher mit zusammen 16 000 Mitglieder ausgeschlossen sind, um selbständige Verbände zu bilden. Die „Arbeiter-Turnzeitung“ hat trotz des Ausscheidens der Oesterreicher ihren Abonnentenstand von 100 000 behaupten können. Für die Turnerinnen unterhält der Bund ein besonderes Organ, die „Freie Turnerin“. Die gegenwärtig in einer Auflage von 10 500 Exemplaren erscheint. Gegen Unfälle beim Turnen sind die Mitglieder des Bundes versichert, ohne daß ein besonderer Beitrag erhoben wird. (Der Gesamtbeitrag beträgt pro Mitglied und Jahr 20 Pf.) Im letzten Geschäftsjahr zahlte der Bund 22 112 Mark an Unfallunterstützung aus; dabei handelt es sich naturgemäß fast durchweg um leichtere Verletzungen. Da der Bund fünf bezahlte Beamte nebst mehreren Hilfsbeamten und ein ansehnliches Arbeiterpersonal beschäftigt, so reichen die Einnahmen aus den Mitgliederbeiträgen bei weitem nicht aus, um alle Ausgaben zu bestreiten. Dies ist erst dadurch ermöglicht worden, daß der Konsum der Vereine organisiert worden ist, woraus dem Bunde ein bedeutender Gewinn zufließt.

Nach außen gliedert sich der Bund in Kreise und Bezirke, deren Aufgabe die Agitation und



Reckturner (Durchschub).



Übungen am Querbaum.



die Pflege des Turnens meist im theoretischen Sinne ist. Zu wünschen wäre dringend, daß die deutsche Arbeiterschaft dem Turnen noch mehr Sympathie entgegenbringt; dadurch würden die Vereine in den Stand gesetzt, überall muster-gültige Stätten für die Pflege des Turnens zu errichten, die dann auch als Pflegestätten unserer Jugendbildung dienen könnten. In einer ganzen Reihe von Städten sind bereits prächtige Turnhallen ganz aus eigener Kraft errichtet worden. Geht die Entwicklung der Arbeiter-Turnvereine im bisherigen Tempo weiter, dann dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, wo jede deutsche Stadt ein eigenes Heim der turnenden Arbeiterschaft aufweist. Damit aber wäre der Volksgesundheit ein unschätzbare Dienst erwiesen.

(Schluß folgt.)

## Die Ur tierchen als Feinde des Menschen.

Von C. Theising.

(Fortsetzung.)

Die große Bedeutung der Surra bezeugt am besten die Tatsache, daß die indische Armee während der großen Expeditionen des Jahres 1880 in manchen Regimentern fast ihr gesamtes Pferdmaterial einbüßte. Doch ist es an dieser Stelle unmöglich, alle Trypanosomenkrankheiten im einzelnen durchzusprechen. Das lebhafteste Interesse wandte sich jedenfalls diesen unheilvollen Tieren zu, als es sich herausstellte, daß auch die Schlafkrankheit, diese Geißel Afrikas, auf der zerstörenden Tätigkeit des Trypanosoma gambiense beruhe. Das Leiden selbst ist bereits seit mehr als hundert Jahren aus einzelnen Dörfern des tropischen, westafrikanischen Hinterlandes bekannt. Namentlich zur Zeit des Sklavenhandels verloren die Händler durch sie an Bord ihrer Schiffe regelmäßig einen hohen Prozentsatz ihres „schwarzen Elfenbeins“. Lange Zeit hielt man dieses schreck-

liche Leiden für eine ausschließliche Negerkrankheit, die auch nur auf ganz bestimmte Bezirke beschränkt sei und sich nicht weiter ausbreite. Mit einem Mal fing die Schlafkrankheit jedoch an, rapide um sich zu greifen, ganze Dörfer wurden in kurzer Zeit durch sie entvölkert. Allein in der Provinz Usoga am Viktoria Nyanza sind ihr in den letzten Jahren mehr als 90 000 Menschen erlegen und zahlreiche traurige Fälle lehrten, daß auch die weiße Rasse keineswegs vor ihr sicher ist. Auch in diesem Falle ist eine Tsetse, *Glossina palpalis*, der wichtigste Überträger. Künstlich läßt sich die Krankheit auf zahlreiche Tiere, Mager, Säugetiere, Vögel, Hunde und Affen übertragen, namentlich bei den letzteren nimmt sie den gleichen, tödlichen Verlauf wie bei Menschen, bei denen Heilung bisher überhaupt noch nicht beobachtet wurde.

Ehe wir die Flagellaten verlassen, möchte ich nur noch kurz erwähnen, daß in den letzten Jahren mehr und mehr die Ansicht aufgekommen ist, daß auch die Syphilis von Geißelinfusorien oder doch diesen Tieren sehr nahe stehenden Formen erregt wird. Wir bewegen uns hier jedoch noch auf einem sehr wenig gesicherten Boden und es kann nicht die Aufgabe sein, uns hier in den Widerstreit der Meinungen einzulassen.

Die höchste Organisationsstufe unter den Einzelligen haben die Ciliaten- oder Wimperinfusorien erreicht. Es ist wahrhaft erstaunlich, bis zu welcher Kompliziertheit des Baues eine einfache Zelle zu gelangen vermag, sind doch diese „niederen“ Tiere in ihrer Art ebenso gut an alle Anforderungen der Lebensbedingungen angepaßt wie die höheren vielzelligen Organismen. Das wichtigste Merkmal dieser Gruppe besteht in einer über den ganzen Körper verteilten feinen Wimperbekleidung, die im Dienste der Fortbewegung steht. Bei den Ciliaten findet man bereits eine wohl ausgebildete Mundöffnung zur Nahrungsaufnahme. Ein Schlund-

rohr leitet die Nahrungsbrocken weiter in das Plasma und die verdauten Stoffe werden durch einen besonderen After wieder ausgeschieden. Die weitgehendste Differenzierung zeigt bei vielen Arten die äußere Plasmaschicht, die in eine derbe schließende Haut in eine Lage feiner, den ganzen Körper umziehender Muskelfasern und in das sogenannte Cortikalplasma gegliedert ist. Dies letztere ist der Sitz winziger Verteidigungsorgane, die man wohl am ehesten den Nesselkapseln der Hohltiere (Korallen und Polypen usw.) vergleichen kann. Es sind kleine längliche Stäbchen, die bei der geringsten Verletzung „explodieren“ und aus denen dann ein feiner Faden herausquillt, der sich in den Körper des Angreifers oder Vertetieres einbohrt und es lähmt. Doch so interessant die Wimperinfusorien in ihrem Bau und Leben sind, so müssen wir hier auf ein näheres Eingehen verzichten.

Als Parasiten und vollends als Krankheits-erregter kommt den Wimperinfusorien keine große Bedeutung zu. Wer über ein kleines Mikroskop oder wenigstens eine gute Lupe verfügt, und sich für diese Tiere interessiert, kann mühelos eines der größten und schönsten schmarozenden Infusorien kennen lernen. Fast regelmäßig findet man nämlich in dem Enddarm oder der Harnblase unserer Frösche zahlreiche Wimperinfusorien, denen die Wissenschaft den Namen *Opalina* verliehen hat. Es ist ein ästhetischer Genieß, die Tierchen unter geschickten Bewegungen und Verbiegungen ihres geschmeidigen Körpers, wobei die Wimperbekleidung in allen Farben des Opals schimmert, zu beobachten. Auch der Magen unserer Wiederkäuer beherbergt regelmäßig eine reiche Fauna abenteuerlich gestalteter Ciliaten, die sich hier friedlich von den in Bewegung befindlichen Pflanzenfasern miternähren. Einige Autoren halten diese Tiere freilich nicht für Parasiten, sondern sind der Ansicht, daß zwischen Wirt und Mieter ein freundschaftliches Verhältnis, eine sogenannte Symbiose, besteht, aus der beide Parteien Nutzen ziehen. Die Infusorien sollen nämlich bei der Celluloseverdauung eine wirksame Rolle spielen. Etwas Entsprechendes wird ja auch von den im Darne der Menschen und der höheren Tiere lebenden harmlosen Bakterien behauptet. Ja, viele Forscher gingen sogar so weit anzunehmen, daß die Bakterien für ihre Wirte bei der Verdauung schlechthin unentbehrlich wären. Das Experiment gibt keine ganz klare Antwort. Mit stauenswerter Geduld und unter Wahrung strengster Reinlichkeit wurden neugeborene Meerschweinchen und Mäuse, deren Darm bis zur ersten Nahrungsaufnahme steril (d. h. bakterienfrei), ist, von Geburt an mit sterilisierter Nahrung gefüttert und in sterilisierter Umgebung gehalten, so daß sie darmsteril aufwachsen. Während die Meerschweinchen auch ohne Darmbakterien gut gedeihen, begannen die Mäuse frühzeitig zu kränkeln und gingen regelmäßig zugrunde. Natürlich kann man dieses letztere Resultat ebenso wohl auf das Fehlen der Bakterien, wie auf eine unzutragliche Ernährung schieben. Wie dem aber auch sei, in unserem Falle ist jedenfalls soviel sicher, daß die Anwesenheit der Infusorien den Pferden und Wiederkäuern keinerlei Beschwerden verursacht, obwohl sie manchmal in geradezu ungeheuren Massen auftreten und bis zum fünften Teil des gesamten Inhaltes des Rektums resp. Blinddarmes ausmachen können.

Als Parasiten des Menschen sind nur die sogenannten Balantidien von Bedeutung. Namentlich eine Form, *Balantidium coli*, verdient unsere Beachtung, da sie häufig in Begleitung von Darmerkrankungen auftritt und es wahrscheinlich ist, daß ihre Anwesenheit mit dem Leiden in einem ursächlichen Zusammenhang steht. Vor allen Dingen waren es die Untersuchungen *Roslow's*, welche den Nachweis erbrachten, daß *Balantidium coli*

durchaus nicht so harmlos ist, wie in manchen medizinischen Kreisen angenommen wurde, sondern jahrelanges Siechtum und den Tod herbeiführen kann. In den meisten Fällen läßt sich jedoch die Krankheit, die sich vor allem durch Monate währenden heftigen Durchfall, Appetitlosigkeit und Durstgefühl zu erkennen gibt, bei sachgemäßer Behandlung erfolgreich bekämpfen.

Wahrscheinlich ist *Balantidium coli* von Hause aus ein Parasit des Schweines, der nur gelegentlich auf den Menschen übergeht. Während er aber dem Schwein keinen Schaden zufügt, kann eine Infektion für den Menschen, wie wir sahen, recht traurige Folgen haben. Da die Balantidien gegen äußere Einflüsse sehr wenig widerstandsfähig sind und bereits bei Abkühlung der Faeces zugrunde gehen, vor allem aber selbst die schwächste Säureeinwirkung nicht überdauern, so scheint es ausgeschlossen, daß sie ungeschützt den Magen lebend zu passieren vermögen. Wir müssen daher annehmen, daß die Übertragung in encystiertem Zustande erfolgt. In der Tat findet man denn auch in dem Stot der Schweine häufig encystierte Balantidien. Daß zu einer erfolgreichen Infektion aber auch noch eine besondere krankhafte Disposition gehört, haben *Graffi* und *Calandrucio* gezeigt, die sich vergeblich mit Balantidienencysten zu infizieren versuchten.

Nur den Balantidien kommt den Wimperinfusorien als menschlichen Schmarozern keine Bedeutung zu. Es wurden wohl schon häufig im Nasenrachen Schleim bei katarrhalischen Erkrankungen oder bei Keuchhusten zahlreiche, sich mit Hilfe von Wimpern fortbewegende Gebilde entdeckt, die auch von einigen Untersuchern als Krankheitserreger angesprochen wurden. In Wahrheit handelt es sich in all diesen Fällen um abgestoßene Wimperzellen aus den Luftwegen.

Die letzte Klasse des großen Protozoenreiches, die uns noch zu besprechen bleibt, enthält ohne Ausnahme parasitische Formen. Auch unter diesen finden wir wieder gefährliche Krankheitserreger, vor allem den Malaria Parasiten. Daß unsere Kenntnisse der Lebensweise und der Fortpflanzung der Sporozoen in dem letzten Jahrzehnt solche rapiden Fortschritte gemacht hat, verdankt die Wissenschaft in erster Linie den hervorragenden Untersuchungen *Frisch's*.

Unter dem Namen Sporozoen faßt man Parasiten von sehr verschiedenem Bau zusammen, die aber doch in zahlreichen Punkten ihrer Lebensweise, besonders in der Art ihrer Fortpflanzung viele gemeinsame Züge aufweisen. Im großen und ganzen stehen die Sporozoen zu dem Protozoenreiche in einem ähnlichen Verhältnis wie die Würmer zu den vielzelligen Tieren; d. h. viele recht heterogene Elemente sind hier vorläufig zu einer Einheit zusammengefaßt, welche bei einem fortgeschrittenen Standpunkt unserer Kenntnisse voraussichtlich in mehrere Klassen zerlegt werden müssen. Wahrscheinlich haben manche Sporozoenarten ihre Verwandten sogar unter irgend einer der anderen Abteilungen der Ur tierchen, nur hat die parasitische Lebensweise diese Beziehungen so verwischt, daß wir sie nicht mehr festzustellen vermögen. Wie bei den meisten Parasiten, ich erinnere nur an einige Wandturmarten, die nach oberflächlicher Schätzung zehn Millionen Eier und mehr produzieren, wird auch bei den meisten Sporozoen eine überraschende Menge von Keimen erzeugt. Bei den wechselvollen Lebensschicksalen, den vielen Zufälligkeiten und Fährnissen, denen die Parasiten im allgemeinen ausgesetzt sind, erscheint eine derartig gesteigerte Fruchtbarkeit als eine Lebensnotwendigkeit, wenn anders sich die Art nur soll erhalten können. Im Verlaufe der Besprechung des Entwicklungszyklus des Malaria Parasiten werden wir das noch besser einsehen lernen.

(Schluß folgt.)



## Von freundes Hand.

Teilerzählung des Zyklus „Unterirdische Menschen“, von A. Strug. Aus dem Polnischen übersetzt von E. Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ruhig, als sei nichts geschehen, trat Waler ans Büfett, ließ sich einen Sering geben und zahlte, ohne die geringste Eile an den Tag zu legen. Voll innerer Befriedigung wartete er, daß sie aufstehen und sich alle vier gegen ihn wenden würden, um den angetanen Schimpf zu rächen. Alle Anwesenden richteten schadenfrohe Blicke auf ihn. Man erwartete einen außerordentlichen Skandal. Manche gingen sogar halblaut Wetten ein.

„Ich setze zwei polnische Gulden, daß er sie alle mit einer Hand nimmt.“

„Ach was. Seine Därme sind wohl auch nicht von Eisen. Der Krampf dringt durch, ich wette einen halben Rubel dagegen.“

„Ich setze einen Rubel auf den Wurschen. Mit bloßer Hand wird er sie durchbecken; sie fürchten sich, die Esel.“

„Die Herren sollten sich sozuzugun schämen.“

„Er hat ihnen die Zunge abgeknipst. Drum sitzen sie auch so hübsch still. 'ne Schande ist es.“

„Drei Rubel auf den Wurschen, wer hält die Wette?“

Waler wartete. Er vergaß alles andere und berauschte sich am Lobe, an der Situation und der Heberei. Der Braantwein stieg ihm zu Kopf, die Kräfte wuchsen. Ganz so, als ob die drei Jahre nicht dazwischen lägen, als ob alles wieder wäre wie damals. Hallo, draufgeschlagen! Ungebuldig streifte sein Blick die Gegner und begegnete dem dumm gemeinen, erschrockenen Lächeln des einen der Wurschen. Er zuckte zusammen.

„Du bist es also, Antobek? So tief gesunken, Junge? Wir haben uns lange nicht gesehen. Damals warst Du ein anderer! Wui Teufel!“ Er spie aus und ging davon. Die Leute traten achtungsvoll beiseite.

Der Braantwein verlieh seinen Bewegungen und seinem ganzen Denken eine eigene Leichtigkeit. Ein Wonneempfinden durchrieselte seinen Körper. Mit weiten Schritten näherte er sich der Stadt. Die schwarzen Gedanken waren verfliegen. Alles schien plötzlich so einfach. Ein Provokateur ist ein Provokateur. Was ist dabei Merkwürdiges? Das kommt vor. Doch sie sind alle im Irrtum. Verstehst dich. Siben da und hatten Gericht. Lächerlich! Morgen wird er selbst kommen und die ganze Geschichte wird sich klären. Den Verdacht werden sie ihm abbitten. Ist das aber wahr, dann bedeutet das, daß er die ganze Zeit hindurch Komödie gespielt hat. Welch ein geriebener Sterk! Die ganze Geschichte kam ihm plötzlich schrecklich komisch vor. Man bedenke: während alle so von ihm denken, schlägt er ihnen ein Schnippchen und — marsch, ins Loch. Und was ging ihn schließlich die ganze Geschichte an? Er schritt festen Schrittes einher, wartete auf Wünsche, die noch nicht da waren und die er sofort erfüllen wollte. Was ihm nur einfällt, führt er aus. Er war Herr, hoho! Wenn er will, geht das ganze Woladorf in Flammen auf. Wenn er will, kauft er sich das alles, mit den Fabriken ringsherum, mit dem heiligen Stanislaus und dem Pfarrer Lubinski. Sein Wille. Wenn er will, stößt er von der Erde ab, schwingt sich wie ein Vogel in die Luft, kreist über die Stadt und macht sich über die ganze Welt da unten lustig. Was er will, muß geschehen. . .

Die ersten Laternen tauchten auf. Nun ist es zur Stadt nicht mehr weit. Hier macht sich bereits Ordnung und Sitte bemerkbar, da steht auch schon mitten auf der Straße ein Schmierer. Von irgendwoher klingt Musik, Klarinetten- und Geigentöne. Wenn er will, geht er in die Schenke und betrinkt sich noch — er kann auch vorübergehen. Er kann alles, was er will.

So schritt er schwankenden Ganges dahin. Er ging plötzlich, ohne zu wissen weshalb, auf die andere Seite der Straße, kehrte aber bald um. „Die Füße wollen nach Hause natürlich.“

Fällt mir nicht ein, sobald zum Weibe zurückzukehren, keine Ahnung! Wenn ich will, gehe ich überhaupt nicht mehr nach Hause. Werde lieber die alten Bekannten und Kameraden auf der Salopowastroße aussuchen. Die alten Freundschaften sind immer noch die besten. Da kennt man wenigstens keinen Verräter, ist sich auch niemals einer Enttäuschung ausgesetzt, weiß man doch, daß alle Diebe sind. Wer mit jenen Leuten verkehrt, ist auch ein Dieb — er mag stehlen oder nicht. Man rechnet darauf, daß er mit allem einverstanden ist und die Kameraden in der Arbeit nicht stört. Drum herrscht dort wirklich Freundschaft und jeder von den Leuten ist stets bereit, für den anderen einzustehen, ist in allem mit ihm solidarisch — auch ohne Sozialismus.

An der Ecke tauchten wieder Lichter auf und Musik erklang. Aus einer Schenke drangen die quietschenden Töne einer Harmonika, auf der die tolle Wolska: Ojra, ojra, ojra, heruntergespielt wurde.

Eine der vielen Wirtschaften hier sah anständiger, reiner und heller aus als die übrigen. Der Wirt war ein Genosse, daher versammelten sich hier abends oft Genossen, trafen Beratungen, hielten Rat. Im dritten Zimmer hinter dem Büfett wurde täglich „Literatur“ verteilt, wurden verschiedene Parteianglegenheiten erledigt, oft sogar Versammlungen abgehalten. Es kamen hier auch oft unverhoffte Hausuchungen vor, doch Kosinowski, der Wirt der Wirtschaft, wußte immer rechtzeitig darum, so daß er bisher noch nie einen „Meinfall“ gegeben hatte. Die Hauptsache war, daß sich kein Spitzel sehen ließ. Dafür trug der Wirt Sorge, dem nicht nur als Genossen daran gelegen war, sondern in dessen Geschäftsinteresse es auch lag, da das Geschäft flott ging.

„Wie geht es, Waler?“ fragte ihn der kleine rührige Restaurateur. „Hier ist etwas für Euch.“

„Was ist es?“

„Dort, ins Kabinett. . . Soll ich Vier schicken?“

„Necht viel Schnaps und einen Sering!“

„Droh, wohl heute Geburtstag, was?“

„Zum Teufel mit dem Biere, sage ich Euch!“

„Ah, Ihr habt schon einen Siben, gelt? So habe ich Euch noch nie gesehen, na, na, na. . .“

\*

Waler begrüßte ein paar Bekannte, blieb gedankenlos eine Weile am Billard stehen und klopfte dann an die Tür, die ins „Kabinett“ führte.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Waler.“

Ein Schauer überrieselte ihn beim Klange der bekannten Stimme. Einen Augenblick lang wollte es ihm scheinen, daß hier, hinter dieser Tür der Tod auf ihn warte. Die Hand auf der Klinke erzitterte. Jäh leuchtete ein Blick auf, aber es war nur ein Funke, der sofort erlosch. Wieder stieg ihm der Braantwein zu Hirn. Dummheiten. . . Er drückte die Klinke nieder und betrat ohne besondere Empfindung das Kabinett. Er blickte „ihn“ stumpf an, grüßte ihn wie gewöhnlich und auch einige andere unbekannte Personen, die im Zimmer waren.

„Was ist Dir, Waler? Du siehst ja aus, als wärest Du vom Grabe auferstanden?“ fragte ihn Tschisiewitsch.

Waler antwortete nicht. Als er aber wieder einen flüchtigen Blick auf Tschisiewitsch warf, durchzuckte ihn ein geheimer Schreck, da auch er ein furchtbar verändertes Aussehen hatte. Die Augen lagen noch tiefer in den Höhlen, und auf seinem Gesicht war ein halb lächelnder, halb entsetzter Ausdruck erstarrt.

„Was sollte mir denn sein? Nichts,“ gab er abweisend zur Antwort.

Tschisiewitsch lächelte ihm auf die ihm eigene halb freundschaftliche, halb nachsichtige Weise zu, und wieder zuckte Waler zusammen, denn es war doch nicht das alte, sondern ein ganz fremdes, ungewöhnliches Lächeln. Er bemerkte auch die hektische Note auf den Wangen, was um so auffällender war, als Tschisiewitsch immer ein freidewisches blutleeres Gesicht hatte. In gebeugter Haltung saß Waler gedankenlos am Tische, der ihn zu sich herabzuziehen schien. Der Kopf war ihm schwer. Jegliches Denken hatte aufgehört. Die Anderen flüsterten etwas miteinander. Tschisiewitsch redete am meisten, er agitierte anscheinend. Das dauerte etwa fünf Minuten. Waler war darüber eingenickt und schnellte erst in die Höhe als die beiden aufstanden und sich zum Gehen anschickten. Sie verabschiedeten sich von Tschisiewitsch mit Zeichen großer Hochachtung und Bewegung.

„Da habe ich wieder neue Verbindungen angeknüpft,“ begann Tschisiewitsch, als sich die Tür hinter den jungen Leuten geschlossen hatte. „Ich liebe diese jungen Wurschen, die sich jahrelang nach der Organisation geseht und von aller Welt abgeschnitten, in ihren abgeschiedenen Winkeln das ihrige getan haben. Das ist noch unberührtes, unverdorbenes, begeisterungsfähiges Element — nicht wie die Alten, die immer alles fertig bekommen möchten und dann noch die Nase rümpfen. — Sie behaupten, große Verbindungen zu haben und sehen beide nicht aus, als ob sie lügen. Was meinst Du, Waler? Du hast ja ein gutes Auge für dergleichen, hast mich mehr als einmal rechtzeitig gewarnt. . .“ Waler warf ihm einen erschrockenen Blick zu. Noch niemals hatte Tschisiewitsch so mit ihm gesprochen; auch war es nicht wahr, daß er ihm jemals etwas geraten hatte. Er hätte es auch nie gewagt, weil er bisher immer nur stets hin gehört, was ihm Tschisiewitsch zu sagen hatte. Wie hatte ein vertrauliches Verhältnis zwischen ihnen bestanden. Waler redete ihn mit Ehr an, während ihn jener immer duzte, und dabei war es geblieben. Die Genossen, selbst Tschisiewitsch, zogen ihn manchmal deshalb auf, allein er wußte, daß er bei seiner Beziehung zu Tschisiewitsch das Du nie über die Lippen gebracht hätte. Alle übrigen waren einfach Genossen, ob Intelligente oder Arbeiter, das war ihm gleich. Tschisiewitsch dagegen machte eine Ausnahme, er war in seinen Augen eine unerreichbare Größe, war Herr über seine Gedanken. Er konnte ihm befehlen, was er nur irgend wollte.

„Was ist Dir, Waler? Hast Du Kummer? Ist jemand bei Dir erkrankt oder sonst was geschehen? Du siehst ganz sonderbar aus, na?“

Er beugte sich zu ihm nieder und einen Augenblick trafen sich ihre Blicke. Tschisiewitschs durchdringende Augen bohrten sich ihm wie zwei spitze Nadeln bis auf den Grund und der Nebel, der sein Hirn umfassen hatte, sank sofort. Keine Spur von Braantwein. Es half doch nichts. Ein ums andere Mal schlug der verdammte Teufelshammer an seinen Scheitel, immer auf ein und dieselbe Stelle. . .

„Ah. . . das ist mir neu! Du bist betrunken, Waler?! Na, na, na. . .“

(Fortsetzung folgt.)





Giovanni Schiaparelli.

Die astronomische Wissenschaft hat kürzlich einen ihrer bedeutendsten Gelehrten der Gegenwart, Giovanni Schiaparelli, verloren. Der Verstorbene war nahezu vier Jahrzehnte hindurch Direktor der Mailänder Sternwarte. Seine Beobachtungen über die Oberfläche des Mars, seine Forschungen über das Wesen der Sternschnuppen usw. machten viel von sich reden. Schiaparelli, der Mitglied verschiedener europäischer Akademien war, ist 75 Jahre alt geworden. — Im Anschluß hieran sei auch des Todes Gottfried Galle's gedacht, der lange Jahre der Berliner und Breslauer Sternwarte vorstand. Sein Hauptverdienst ist die Entdeckung des Planeten Neptun; auch drei neue Kometen wurden von ihm beobachtet. Seine gemeinschaftlichen Forschungen mit dem Astronomen Ende fanden ferner den inneren, dunklen Saturnring. Galle hatte das hohe Alter von 98 Jahren erreicht.



Ferienvergütungen der Arbeiterkinder.

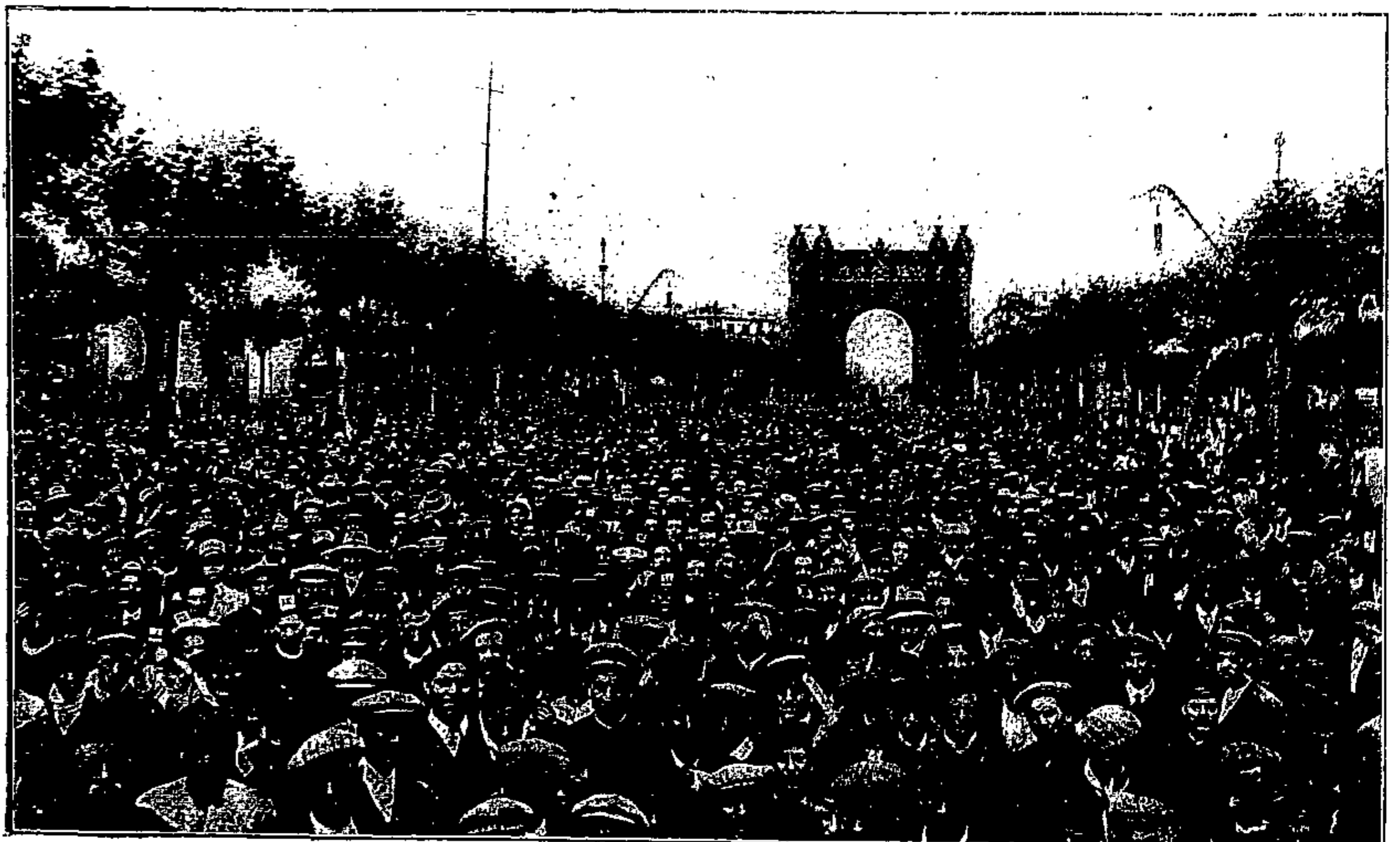


**Kulturkampf in Spanien.**  
Gewaltige antiklerikale Kundgebungen wurden kürzlich aus Spanien gemeldet. In Madrid, wo sich Tausende an den Demonstrationen beteiligten, gestalteten sich diese Äußerungen des Volkswillens gegen den Klerikalismus besonders wirkungsvoll. Unsere beiden Wiber illustrieren diese Vorgänge, die sich im allgemeinen ganz ruhig abwickelten.

**Der Farbenwechsel beim Chamäleon und seine Ursachen.** In Laienkreisen ist die Meinung weit verbreitet, daß das afrikanische Chamäleon sich grün in grüner und braun in dunkler Umgebung färbt, doch ist das nicht ganz richtig, wenigstens hat man bei einer anderen Eidechse (Anolis), die sich ebenso von Grün in Braun und umgekehrt verwandeln kann, nachgewiesen, daß das Tier in der Regel im Warmen grün und im Kalten braun ist. Diese Wirkung rührt von einer Umlagerung im Farbstoff der in der Haut stehenden Farb- oder Pigmentzellen her. Bei Kälte breitet sich der dunkle Farbstoff an der Oberfläche aus und verdeckt die etwas tiefer liegende grüne Farbschicht. Bei Wärme hingegen zieht sich der dunklere Farbstoff mehr nach innen zurück und läßt die grüne Farbe hervortreten. Licht übt eine etwas andere Wirkung aus. Sowohl beim Chamäleon wie bei der genannten Eidechse wirkt kräftiges Licht wie niedrige Temperatur, treibt also die dunklen Farbstoffe an die Oberfläche. Ein schwaches Licht oder Dunkelheit wirkt wie hohe Temperatur, es verursacht Wandern des dunklen Farb-

stoffes nach innen, so daß das Tier grün wird. Andere Eidechsen verhalten sich bei Licht umgekehrt. Bei gleichzeitiger Einwirkung von Licht und Hitze hat man für Anolis folgendes Verhalten festgestellt: Bei einer niedrigen Temperatur (10° C.) verändert sie sich aus Grün in Braun, ohne Rücksicht auf die Belichtung. Bei einer hohen Temperatur (40 bis 45° C.) wird aus Braun wieder grün, ebenfalls ohne Rücksicht auf die Belichtung. Bei diesen Extremen ist also die Wärme der beherrschende Faktor. Zwischen diesen Extremen liegt aber eine Reihe von 25 bis 35° C., in welcher das Licht die maßgebende Rolle spielt, obwohl auch dabei, wie die Untersuchungen gezeigt haben, die Wärme nicht ohne Einfluß ist.

**Neue Bücher.** Vier Novellen aus dem Verlage Albert Langen, München, liegen uns vor. Hauptmann's Novellensammlung „Ein Abend“ Anatole France's Erzählungen „Der Statthalter von Judäa“ und d'Annunzio's Skizzen „Aus jungfräulichen Landen“ (Preis eines jeden Buches 1 Mk.) bieten je eine gut zusammengestellte Auswahl kleiner, in sich geschlossener Meisterwerke, die typisch für die Erzählungskunst des betreffenden Autors sind. Das vierte, namenlose Buch „Hinter Schloß und Mauer“ (Preis 2,50 Mk.) schildert in moralisierender Art das Buchhausleben.



Massendemonstration gegen den Vatikan vor den Toren Madrids.